



Aus Dieter E. Zimmer: *Der Mythos der Gleichheit*.
München: R. Piper & Co. Verlag, 1980, Vorwort, S.7-14

Der Mythos der Gleichheit

Von Dieter E. Zimmer

WIR LEBEN seit gut zweihundert Jahren im Schatten Rousseaus. Wir leiden, wie er, an unserer Ungleichheit.

Nun aber sind „Gleichheit“ und „Ungleichheit“ trügerische Begriffe. Wenn wir „Gleichheit“ sagen, meinen wir einerseits die soziale Gleichstellung, die Abschaffung von Kasten- und Klassenprivilegien. Immer aber klingt in dem Wort auch die andere Bedeutung mit: Gleichsein, Identität. Die Verwechslung ist nicht ohne Grund. Wir ahnen, daß eine gerechte Ordnung der gleichberechtigten Ungleichheiten noch schwerer zu verwirklichen wäre als eine der gleichgestellten Gleichen. Also bagatellisieren wir unsere lästige natürliche Ungleichheit oder leugnen sie ganz.

Rousseau selber, in seiner berühmten *Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen* von 1754, machte einen klaren Unterschied zwischen sozialer und natürlicher Ungleichheit – im Gegensatz zu Zeitgenossen wie Helvetius und Condillac, für die der Mensch auch von Natur aus gleich war. Die natürliche Ungleichheit: „Sie besteht in der Verschiedenheit des Alters, der Gesundheit, der körperlichen Stärke und der Geistes- und Seelenstärke.“ Dagegen die politische, menschengemachte Ungleichheit: „Sie besteht in verschiedenen Freiheiten, welche einige zu anderer Nachteil genießen.“

Die natürliche Ungleichheit beschäftigte Rousseau nicht weiter. Über sie

könne man nichts weiter sagen, als daß sie vorhanden sei, und über sie in Gegenwart der Mächtigen zu diskutieren, sei sklavisch und würdelos. So wie Rousseau sich die Vorgeschichte der Menschheit vorstellte, spielte sie auch weiter keine Rolle: Als unschuldige Wilde streiften die Menschen damals einzeln durch die üppigen Wälder, kannten sich nicht, hatten keine Sprache und nur die flüchtigsten und unpersönlichsten Kontakte miteinander. Da man zu Rousseaus Zeit noch nichts über die Stammesgeschichte des Menschen wußte, ist es nicht verwunderlich, daß Rousseau so falsch riet; erstaunlich genug, daß er überhaupt eine Stammesgeschichte annahm und nicht die bis dahin übliche Meinung teilte, der Mensch sei als fertiges Wesen von Gott auf die Welt gesetzt worden. (Heute wissen wir, daß die stammesgeschichtliche Vermenschlichung des Menschenaffen allein durch dessen rigorose Vergesellschaftung möglich war: Nur in kooperierenden Gruppen konnte ein physisch so schwaches Wesen sich gegen seine starken fleischfressenden Konkurrenten durchsetzen.)

Für Rousseaus Wilde war es gleichgültig, ob sie von Natur aus verschieden waren. Da sie Einzelgänger waren, maßen sie sich nicht miteinander. Das Übel kam erst über die Menschen, als sie ihr Einzelgängertum langsam aufgaben. Nun fielen die Unterschiede ins Gewicht: „Wer am besten singen, wer am besten tanzen konnte, der Schönste, der Stärkste, der Geschickteste oder der Beredteste wurde am meisten bemerkt. Dieses war der erste Schritt zur Ungleichheit und zugleich der erste Schritt zum Laster ... Der erste, welcher ein Stück Landes umzäunte, sich in den Sinn kommen ließ zu sagen: *dieses ist mein*, und einfältige Leute antraf, die es ihm glaubten, der war der wahre Stifter der bürgerlichen Gesellschaft.“

Womit zwei weitere Leitmotive sozialen Denkens seit Rousseau ausgesprochen waren: Besitz ist ein Laster, und „die Gesellschaft“ ist an allem schuld. Wie es zu Beginn von Rousseaus *Émile* heißt: „Wie glücklich und gut hat die Natur den Menschen geschaffen, und wie hat ihn die Gesellschaft verdorben und elend gemacht.“ Es begann, was Robert Ardrey das „Zeitalter des Alibis“ nannte.

Bis heute herrscht, meist unausgesprochen, oft unbewußt, ein höchst irrtables Dogma: Wir seien alle von Natur aus gut und gleich, oder jedenfalls seien unsere Unterschiede so unerheblich, daß „nur“ die schuldige Gesellschaft geändert werden müßte, um die gute gleichmäßige Ordnung herzustellen.

Hinweise auf natürliche Ungleichheiten – zwischen den Individuen, zwischen den Geschlechtern, zwischen ethnischen Populationen – stören diesen friedlichen Konsens. Daß die Natur unfair gewesen sein könnte bei der Zuteilung ihrer Gaben, scheint ein geradezu beleidigender Gedanke. Die Gesell-

schaftswissenschaften lieben es, ihn mit einem empörten Aufschrei zu verscheuchen: Biologismus! Rassismus! Sexismus! Denn sonderbarerweise glauben diejenigen, die die Umwelt für die Quelle aller Unterschiede halten, nicht einfach nur, daß sie recht haben. Sie halten sich auch für die einzigen Besitzer der Moral. Ihre Gegner müssen nicht nur unrecht haben; es muß ihnen auch der barste menschliche Anstand fehlen.

Wie der französische Genetiker Pierre Roubertoux stellvertretend für viele es unlängst formulierte: „Was Jensen behauptet (und diejenigen, die seinen Argumenten folgen), ist genaugenommen eine Rechtfertigung der sozialen Ungleichheit durch die Unfairness der genetischen Biologie. Diese Wissenschaft würde ‚erklären‘, warum die Weißen in den Vereinigten Staaten im allgemeinen bessere Berufe als die Schwarzen ausüben und warum die ökonomisch Privilegierten bei den Tests besser abschneiden als die Unterprivilegierten ... Das hat mir einen der größten Schocks meines Lebens versetzt.«

Wovor Leute wie Roubertoux so erschrecken, ist die Logik eines unentrinnbaren Gedankengangs, den Richard J. Herrnstein, Psychologe an der Harvard-Universität, 1971 am knappsten und klarsten formuliert hat und der seitdem als „Herrnstein-Syllogismus“ zu einigem Ruhm gelangt ist. „Wenn (1) die hinsichtlich der Geistesfähigkeiten bestehenden Unterschiede vererbt werden und (2) der Erfolg diese Fähigkeiten voraussetzt, (3) Einkommen und Prestige aber vom Erfolg abhängen, beruht (4) die soziale Stellung (die Einkommen und Prestige widerspiegelt) bis zu einem gewissen Grad auf erbbedingten Unterschieden zwischen den Menschen.“

Ein Entrinnen aus diesem Syllogismus gibt es nur auf zweierlei Art: einmal, wenn nachgewiesen werden könnte, daß die Unterschiede in den Geistesfähigkeiten eben nicht, oder nicht in einem nennenswerten Maß, erbbedingt sind; zum anderen, wenn man eine Gesellschaft entwerfen und verwirklichen könnte, in der diese Unterschiede belanglos sind – eine Gesellschaft also, in der entweder der Berufserfolg nicht von den Geistesfähigkeiten abhängt oder in der die verschiedenen Berufe nicht mehr unterschiedlich mit Einkommen und Prestige belohnt werden. Tatsächlich ist eine solche Gesellschaft nahezu unvorstellbar. Auch die egalitären sozialistischen Gesellschaften, die offiziell einen Zustand anstreben, in der nicht jeder nach seinen Leistungen belohnt wird, sondern in denen jeder nach seiner Leistungsfähigkeit gibt und nach seinen Bedürfnissen erhält, haben sich ohne Leistungsanreize (unterschiedliches Prestige, ökonomische Prämien) als nicht funktionsfähig erwiesen. Ist aber die Gesellschaft nicht imstande, sich über die unterschiedlichen Fähigkeiten ihrer Mitglieder hinwegzusetzen, so muß sich die Hoffnung derjenigen, die die Ungleichheiten in der Gesellschaft empören, notwendig gegen die genetische Mitgift richten. Nur wenn sie bei allen Menschen gleich wäre und nicht die einen bevorteilte und die anderen benachteiligte, hätte jeder grundsätzlich die Chance, jede soziale Stellung zu errei-

chen. Sonst hätten wir uns mit einer von Geburt an ungleichen Chancenverteilung abzufinden.

In dem Schock äußert sich also das verletzte menschliche Gerechtigkeitsgefühl; er ist eine überaus wohlmeinende Reaktion. Aber über die Richtigkeit einer wissenschaftlichen These entscheidet nicht ihre Anständigkeit, und erbbiologische Erklärungen könnten natürlich auch dann richtig sein, wenn viele sie für unanständig halten. In diesem Fall müßten wir uns Gedanken darüber machen, wie eine Gesellschaft organisiert sein könnte, die der Ungleichheit ihrer Mitglieder Rechnung trägt und dennoch das menschliche Gerechtigkeitsgefühl möglichst wenig verletzt. Gerade so sieht es aus: als wäre die alte, naive Annahme der natürlichen Gleichheit hinfällig; als blieben neue, mühsamere und weniger befriedigende Überlegungen uns nicht erspart. Darin liegt der Zündstoff dieser sonst höchst trockenen und spröden wissenschaftlichen Kontroverse; darum rührt sie so tief an unsere Emotionen.

Die Vereinnahmung der Moral durch die Gegner jeden Gedankens an Vorgegebenes hat ein Tabu errichtet. Die französische Soziologin Evelyne Sullerot, die jahrelang zwischen „Biologismus“ und „Soziologismus“ (oder „Kulturismus“) zu vermitteln suchte und dabei ihre Pappenheimer kennenlernte, muß es wissen: „... das Tabu (hat) dazu geführt, jede Untersuchung von Angeborenem zu verdammen, ja sogar dessen Möglichkeit zu leugnen, um alle Anstrengungen ausschließlich auf die Untersuchung sozialer Konditionierung zu richten.“

Doch es wird nichts helfen. Die Wissenschaften, in denen die Gesinnung weniger zählt und die sich auch nicht von der Entrüstung der Umweltgläubigen beeindrucken lassen, konfrontieren uns mit immer mehr Hinweisen darauf, daß wir keineswegs als die unbeschriebenen Blätter der Umwelttheorie auf die Welt kommen. Zwar verurteilt uns keine ihrer Hypothesen dazu, fatalistisch hinzunehmen, was wir als gesellschaftliche Mißstände diagnostizieren. Doch ihre Hypothesen halten uns an, mit natürlichen Vorgegebenheiten zu rechnen.

Ich möchte nicht so weit gehen wie der Oxfordter Biologe C.D. Darlington (oder sein deutscher Verlag), der irgendwie den Mythos der Gleichheit geradezu dafür verantwortlich zu machen scheint, daß heute der Menschheit die Katastrophe droht. Das einzige Motiv, schreibt er, auf das wir uns bei der Handhabung menschlicher Interessen unfehlbar verlassen könnten, sei das animalische Prinzip des individuellen Eigennutzes. Er drücke sich in zwei Impulsen aus: dem zur Konkurrenz und dem zur Kooperation. Sozialismus und Kommunismus hätten die Konkurrenz keineswegs ausschließen können, sondern nur die Schauplätze des Mißbrauchs verlegt, die Art der Korruption geändert, die Konflikte verheimlicht – also nur eine verborgenere und darum

gefährlichere Art des Wettbewerbs hervorgebracht. Und der ungebremste nationale Wettbewerb, besonders der kapitalistischen Länder, habe die Ressourcen der Erde nahezu erschöpft und eine fast ausweglose Krise eingeleitet. Darlington scheint zu meinen, die Krise wäre abgewendet worden oder milder ausgefallen, wenn sich die Menschheit das Bewußtsein ihrer Unterschiede erhalten hätte.

Mir scheint es dagegen, als habe es den Gleichheitsmythos überhaupt nur für einige Intellektuellenzirkel gegeben, und dann meist noch nicht einmal als bewußte Doktrin, sondern als nur halb bewußten, ungern ausgeleuchteten Hintergrund für andere Überzeugungen. Praktisch aber haben sich weder die kapitalistischen Ellenbogengesellschaften mit ihrer Verabsolutierung des Konkurrenz- auf Kosten des Kooperationsprinzips darum geschert noch die sozialistischen Gesellschaften, die trotz ihrer Betonung des Kooperationsprinzips vielfältige Formen des Wettstreits um den individuellen Eigennutz konserviert oder, als es ohne sie nicht ging, wieder eingeführt haben.

Der Gleichheitsglaube mit seinem Korrelat, daß die unleidlichen Unterschiede allein gesellschaftliche Produkte seien, hat in den Kreisen der Intellektuellen jedoch eine große Empfindlichkeit für das geschaffen, was durch kranke Gesellschaften bewirkt wird. Erst dort, wo er zu einem Dogma verhärtet, das keinerlei andere Ursachen mehr zu bedenken erlaubt, wird er gefährlich. Dort nämlich zeigt sich sein begrenzter Erklärungscharakter; wo etwa Begabung nur noch als ein Begaben der einen durch die anderen verstanden wird und werden darf und Begabung als natürliche Mitgift nicht mehr existiert, durchzieht sich der Alltag mit vielen schlechterdings unbegreiflichen Phänomenen – und die müssen entweder geleugnet werden, oder es werden Kopfstände zu ihrer Erklärung vollführt. Erst an diesem Punkt artet der Gleichheitsglaube in einen störrischen, hinderlichen Obskurantismus aus, der nicht besser wird, weil er sich selber für ungemein aufklärerisch und progressiv hält.

Ganz am Ende seiner Abhandlung über die Ungleichheit macht Rousseau eine nach allem Voraufgegangenen überraschende Wendung. Er schreibt, die moralische – also die soziale – Ungleichheit sei dann und nur dann legitimiert, wenn sie der physischen – also natürlichen – Ungleichheit „vollkommen proportioniert“ sei. Es war ein damals revolutionärer Gedanke, und er mußte ihn gar nicht weiter ausführen, er wird auch so verstanden worden sein. Was er meinte, war wohl dies: Die Fürsten wären durchaus erträglich, wenn nur Gewähr dafür bestünde, daß es die Besten eines Volkes sind; aber alles empört sich dagegen, Halunken und Kretins als Fürsten akzeptieren zu müssen.

Seit Rousseau haben sich die Gesellschaften geändert: Die Arbeitsteilung ist ungeheuer fortgeschritten und macht jedes Gesellschaftssegment von unübersichtlich vielen anderen abhängig; die horizontale Klassenstruktur ist weniger kraß, dafür haben sich ungezählte ineinander verschachtelte, aufeinander angewiesene rivalisierende vertikale Strukturen innerhalb der Gesellschaften gebildet; der Komplexitätsgrad hat so zugenommen, daß eine zulängliche Gesamtsteuerung durch einen Menschen oder eine Gruppe überhaupt nicht mehr denkbar erscheint – der Gesamtgesellschaft gegenüber erscheinen heute auch mächtige Einzelne noch als seltsam machtlos. Die menschliche Psyche aber ist von der Evolution auf unüberschaubare, individualisierte Kleingruppenverhältnisse eingerichtet, und die anonyme Massengesellschaft wird darum nicht nur als etwas Unmenschliches empfunden, sie ist unmenschlich. Wer wären heute die „Besten“? Welchen Sinn hätte die Forderung noch, die Besten sollten die ersten sein? All dies hat eine „Proportionierung“ von natürlichen und sozialen Ungleichheiten noch sehr viel schwieriger gemacht. Trotzdem bleibt sie die Aufgabe.

Obwohl der Glaube an die endliche Gleichheit und die unendliche Perfektionierbarkeit der Menschen, den die Annahme natürlicher Vorgegebenheiten allerdings empfindlich stören muß, unter Linken besonders verbreitet ist, wäre es falsch, in der Kontroverse eine Auseinandersetzung zwischen Links und Rechts zu sehen. Der Passus der *Kritik des Gothaer Programms*, den Karl Marx in der kommunistischen Maxime „Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen!“ gipfeln läßt, beginnt: „Der eine ist aber psychisch oder geistig dem anderen überlegen ...“ Und die praktische Schulpolitik der sozialistischen Staaten geht selbstverständlich davon aus, daß es natürliche Begabungsunterschiede gibt. Die anregende und einflußreiche „Kampfparole“ (Hartmut von Hentig) „Begaben statt Begabung!“, derzufolge der Mensch nicht (genetisch) mehr oder weniger begabt sei, sondern von seinen Erziehern begabt werde (oder die den genetischen Teil seiner Begabung zumindest für uninteressant erklärt), kam nicht in den sozialistischen Ländern auf, sondern im Westen; ihr Urheber ist der deutsche Erziehungswissenschaftler Heinrich Roth. Die Überzeugung von der natürlichen Gleichheit hat nicht der Sozialismus, sondern der amerikanische Behaviorismus aufgebracht.

Daß es eine natürliche Ungleichheit gibt, war die selbstverständliche Annahme, bis sie in unserem Jahrhundert weggewischt wurde von der für unseren Gerechtigkeitssinn annehmbareren Annahme einer natürlichen Gleichheit. Eine Halbwahrheit setzte sich an die Stelle der anderen. Jetzt erleben wir, wie die Kunde von unseren nichtgesellschaftlichen, unseren von der biologischen Natur vorgezeichneten Verhaltenszügen zurückkehrt, und das nicht in Gestalt einer allgemeinen Annahme, sondern in Gestalt vieler genauer Detailerkennnisse. Nötig wäre die Integration beider Standpunkte, jene

synthetische, „interaktionistische“ Position, die den Menschen nicht entweder als biologisches oder soziales Wesen versteht, sondern als das biosoziale Wesen, das er ist. Solange die Konfrontation anhält, solange die einen die Reichweite ihrer lange tabuisierten Erkenntnisse übertreiben und die anderen sie überhaupt nicht als Erkenntnisse, als hypothetische Wahrheiten betrachten, sondern als eine böartige reaktionäre Verschwörung, so lange wird sich die Lage nicht entkrampfen, und fortgeschrieben wird nur die traurige Geschichte von dem gegenseitigen Unverständnis der Natur- und der Kulturwissenschaften. Eines Tages, glaube ich, werden uns die „Großen Intelligenzkontroversen“ unserer Jahre, die schwelenden und flackernden Debatten um das Primat von Natur und Kultur, von *nature* und *nurture*, sehr kindisch vorkommen. Aber bis dahin ist es noch ein dorniger Weg, auf dem sich niemand ein Denkmal verdienen wird.